

Nachdruck
sämtlicher Artikel verboten.

Berlin, 25. Mai 1913.

Redakteur:
Prof. Dr. Alfred Naar in Berlin.

Inhalt: Der Waffenstillstand vom 4. Juni 1813. Von Dr. Karl Witte. — Die Ueberfüllung der Universitäten und die Reifeprüfung. Von Professor Dr. G. Budde. — Ungedruckte Jugenddichtungen Eichendorffs. Von Dr. phil. Silba Schulhof. — Vor hundert Jahren.

Der Waffenstillstand vom 4. Juni 1813.

Von Dr. Karl Witte.

Von den großen bedeutungsvollen Begebenheiten des Jahres 1813 hat wohl keine bei der Mit- und Nachwelt eine so verschiedene Beurteilung gefunden, wie der Waffenstillstand, der am 4. Juni 1813 in Pläswitz zwischen den Bevollmächtigten Napoleons und der Verbündeten abgeschlossen wurde. Im preussischen Volke und Heere überwogen die scharf tadelnden Stimmen bei weitem die halb oder ganz zustimmenden. Als Arndt aus dem Munde Keils Unter den Linden die Botschaft hörte, traf sie ihn, so erzählt er selbst, wie ein plötzlicher Bligschlag aus heiterer Luft: „Im vollsten Schmerz faßte mir Keil die Hand mit solcher Gewalt, als wenn er sie mir abdrücken wollte, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den großen trogigen ostfriesischen blauen Augen.“ Vielen war zumute, als möchten sie nun nicht länger leben. In den Lazaretten rissen die Soldaten an ihrem Verbands: sie wollten sterben, da ihr Leben ja doch nichts mehr nütze. Lange währte diese dumpfe Stimmung, und es war die Stimmung der Besten im Vaterlande, bemerkt im allgemeinen zutreffend Dr. Wag v. Lottow-Verbeek in seiner verdienstvollen Schrift „Zur Geschichte des Preussischen Korrespondenten von 1813 und 1814“ (Berlin, Verlag von C. Ebering).

Am 13. Juni 1813 schrieb Wilhelm v. Humboldt an seine Frau aus Reichenbach: „Der Waffenstillstand wird hier so allgemein getadelt, daß es ordentlich künstlich scheint, wie er zustande gekommen ist. Die Armeen sind im prächtigsten Zustande, die Russen haben überaus große Verstärkungen erhalten.“ In diesen Worten spricht sich eine auffallende Verkenntnis der tatsächlichen militärischen Verhältnisse aus; Gneisenau traf jedenfalls den Nagel viel mehr auf den Kopf, als er in jenen Tagen freimütig äußerte: „Der Waffenstillstand schadet uns nicht, Friede wird's nicht. Dazu ist Napoleon nun zu hochmütig aufgeschwollen, und unser König und Kaiser Alexander sind zu groß, um sich in demütigende Bedingungen zu schmiegen. Zieht jener neue Heerscharen aus Frankreich und Spanien heran, so üben wir unsere Landwehren vollends ein und auch Oesterreich gewinnt Zeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen, ohne Zweifel einen edlen Entschluß.“

Wie es im Lager der Verbündeten nach der Niederlage bei Bautzen in Wirklichkeit aussah, läßt der Umstand erkennen, daß die Infanterieregimenter der russischen Armee in Folge der großen Verluste bei Großgörschen und Bautzen auf Bataillone von 300, einzelne sogar auf 200 und 150 Mann zusammengeschmolzen waren. Die Kavallerieregimenter besaßen anstatt sieben durchschnittlich nur noch zwei bis drei Eskadrons in Stärke von 50 bis 60 Pferden. Bekleidung, Ausrüstung und auch die Disziplin der Truppen ließen so viel zu wünschen übrig, daß der innere Zustand des russischen Heeres die größten Bedenken erregte. Der Verfasser einer Schrift über die Politik Metternichs in den Befreiungskriegen, Major Alois Welke, hat deshalb nicht ganz unrecht, wenn er bemerkt, es sei nur zu verständlich, daß König Friedrich Wilhelm den Antrag Oesterreichs zu einem Waffenstillstande, der ihm sein Land und seine Armee rettete, mit Freuden begrüßt habe. Aber der König hatte noch andere gute Gründe, in einem Waffenstillstand das Heil zu sehen, d. h. die Befreiung aus einer äußerst kritischen Lage.

Der an Stelle Wittgensteins ernannte Oberbefehlshaber des russischen Heeres, Barclay de Tolly, drang in einem Kriegsrat, der am 2. Juni in Ober-Gruditz abgehalten wurde, mit seiner Ansicht durch, man sollte eiligst den Rückzug auf Strehlen antreten. Für die preussischen Heerführer konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß er mit diesem Marsche nach Strehlen nur seinen schon bei mehreren Gelegenheiten ausgesprochenen Plan, die Armee über die Oder und von hier

nach Polen zurückzuführen, einleiten wollte. Tatsächlich war er vom ersten Tage seines Oberkommandos von der Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugt gewesen, nur unter dem Schutze der Weichsel glaubte er die nach seiner Meinung verloren gegangene Kriegstüchtigkeit der Armee wiederherstellen zu können.

Was sollte nun während dieser Zeit der Reorganisation, die Barclay selbst auf vier Wochen berechnete, aus der preussischen Armee werden? fragt Oberst Friederich im ersten, kürzlich in dritter Auflage erschienenen Bande seines großen Wertes über die Befreiungskriege (Berlin, C. S. Mittler u. Sohn). Sollte sie den Russen hinter die Weichsel folgen? Oder sollte sie, wie mehrere ihrer Generale wünschten, hinter der Oder angelangt, nach Norden abmarschieren, eine Vereinigung mit dem Korps Bülow erstreben und den Kampf auf eigene Faust fortsetzen? Oder sollte sie, wie Gneisenau dem König vorschlug, sich in Strehlen von den Russen trennen und, auf Glatz und Neiße gestützt, den Krieg so lange weiterführen, bis die russische Armee wieder imstande war, ihr zu Hilfe zu kommen oder die österreichische sich ihr anzuschloß? Die Lage war in Wirklichkeit sehr schwierig, sie wurde es um so mehr, als auch die inneren Verhältnisse der preussischen Armee eine Kampfespause dringend zu fordern schienen. Sie litt bei starken Verlusten ebenfalls unter dem Mangel einer ausreichenden Verpflegung, unter den Schäden der Bekleidung und Ausrüstung; das Schlimmste aber war, daß die Organisation der schlesischen Landwehr, auf deren Mitwirkung in größerem Umfange man für diese Zeit mit Bestimmtheit gerechnet hatte, so langsam vorgeschritten war, daß von den in Schlesien planmäßig aufzustellenden 68 Bataillonen und 71 Eskadrons erst 14 Bataillone als kriegsbrauchbar bezeichnet werden konnten. Nach Oberst Friederichs Dafürhalten — der, nebenbei gesagt, an einer anderen Stelle seines Buches mit dem Könige sehr streng ins Gericht geht — kann man es unter diesen Umständen Friedrich Wilhelm III. nicht verargen, daß er im Widerspruch mit der Mehrzahl seiner Generale und der Masse seines Volkes das einzige Heil in dem Zustandekommen des Waffenstillstandes erblickte, und daß er glücklich war, als ihn die am 4. Juni einlaufende Nachricht von dem Abschluß vor dem folgenächsten Entschlusse einer Trennung von dem Verbündeten bewahrte.

Napoleon ist wegen des Waffenstillstandes in der historischen Kritik viel schlechter weggekommen als seine Gegner. Jomini und Toll haben diesen Schritt sogar als den größten Fehler bezeichnet, den er in seiner ganzen Laufbahn begangen, und Graf Jork sieht darin einen Beweis für das sichtbare Nachlassen seines Genies (Jork von Wartenberg, „Napoleon als Feldherr“, II, 245). Auch der Verfasser des angeführten militärischen Wertes über die Befreiungskriege nennt den Abschluß des Waffenstillstandes seitens des Kaisers einen verhängnisvollen Fehler, der in seinen Folgen mehr als jeder andere den unglücklichen Ausgang des Feldzuges herbeigeführt habe, aber er läßt für den Kaiser doch sehr starke Milderungsgründe gelten. Er hätte zu jener Zeit unmöglich eine richtige Anschauung der Verhältnisse besitzen können, seine auf falscher Grundlage aufgebauten Entschlüsse wären völlig logisch, deshalb auch begründet und entschuldbar gewesen. In der Beurteilung des sofortigen Anschlusses Oesterreichs an die Verbündeten und in der schlechten Beschaffenheit seiner Armee sieht Oberst Friederich die entscheidenden Beweggründe Napoleons für den Abschluß des Waffenstillstandes. „Durch Zeitgewinn hofft er erstere zu verbinden, letztere zu besitzigen. Von den Hunderttausenden, die er im Frühjahr unter die Waffen gerufen, stand erst ein kleiner Bruchteil auf deutschem Boden. Zwei Monate Zeit konnten seine Streitkräfte verbessern, die schwachen Kadres seiner Kavallerie ergänzen und der durch den Frühjahrsfeldzug erschöpften Armee die nötige Erholung gewähren. Freilich mußte sich der Kaiser sagen, daß die nämliche Zeit auch seinen Gegnern zustatten kommen würde, aber trotzdem glaubte er, nach Ablauf des Waffenstillstandes im Vorteil zu sein. An Truppenzahl seinen Gegnern zum mindesten gleich, wenn nicht überlegen, an Qualität der Truppen jedenfalls besser gestellt als im Frühjahr, durch die Einheit der Führung den Verbündeten weit voraus, glaubte er in den Herbstfeldzug mit der sichersten Aussicht auf

den Sieg eintreten zu können, selbst wenn Oesterreich sich seinen Gegnern anschließen sollte.“

Wie kam nun vor hundert Jahren dieser Waffenstillstand zustande, dem es hauptsächlich, wenn nicht allein, zu danken ist, daß sich schließlich die Waagschale zugunsten der Verbündeten senkte? Es ist das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst Metternichs, den rechten Zeitpunkt zu einer energischen Vermittlung beim Schopfe gefaßt und dadurch auf Napoleon einen starken Druck ausgeübt zu haben. Es galt nicht allein, Zeit zu gewinnen, damit Oesterreich seine noch sehr unvollkommenen Rüstungen ungestört fortsetzen könnte und die Verbündeten instande wären, neue Streitkräfte herbeizuziehen, sondern es mußte auch vor allem verhütet werden, daß der Zar sich wieder von seinem alten Freunde aus den Tagen Euxinus umstritten ließ und ein Sonderabkommen mit ihm schloß, das Napoleon von neuem zum unbefräßigten Herrn der Situation gemacht hätte. Ein persönliches Moment kam für Metternich noch hinzu, es ist ihm wünschenswert erschienen zu lassen, daß die Dinge während eines Waffenstillstandes in einiger Ruhe ihren natürlichen Lauf nehmen könnten. Wie Friedrich v. Geng damals an Nesselrode schrieb, würde man in vierundzwanzig Stunden wohl wissen, woran man wäre, wenn Metternich allein zu entscheiden hätte. Das Uebel liege darin, daß er es einerseits mit den Zweifeln, den Gewissensbissen und dem Mißtrauen des Kaisers sowie mit den boshaften Einflüsterungen einiger obsturer und kleinmütiger Wesen seiner Umgebung zu tun hätte, andererseits mit unaufhörlichen Belästigungen durch die Generale, die von ihm nicht allein Auskunft über alles und Operationsbasen, sondern sogar Garantien verlangten. So sei er der Spielball zwischen dornenvollen und peinlichen Unterhaltungen mit dem Kaiser und ewigen Verhandlungen mit Wellesgarde, Dula und Schwarzenberg, von denen die beiden ersten sich im geheimen dem Krieg widersetzten, während der dritte, obwohl sonst in vollem Einvernehmen mit Metternich, von der Furcht gequält werde, seinen Ruf aufs Spiel zu setzen (Geng an Nesselrode, 16. Mai 1813, „Lettres et papiers du chancelier comte de Nesselrode“, 5. Bd.).

Von diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist es erklärlich, daß ein Waffenstillstand Metternich als das sicherste Sprungbrett für seine Politik erschien. Aber ein Waffenstillstand mußte wenigstens dem Anschein nach die Aussichten auf den Frieden darbieten, und da sich das Wiener Kabinett in der Rolle eines Vermittlers gefiel, so konnte es nicht gut umhin, Friedensbedingungen vorzuschlagen. Indem es den kriegführenden Parteien solche unterbreitete, war es in der Lage, Napoleon deutlich zu verstehen zu geben, daß er Oesterreich auf der Seite seiner Gegner finden würde, wenn er sich nicht zu den Zugeständnissen, die man in Wien für das Mindestmaß erklärte, bereitfände. Kaiser Franz hatte seinen Schwiegersohn zum Siege von Lützen beglückwünscht, gleichzeitig aber ernste Vorstellungen erhoben: er möge nach dieser Genugthuung der Welt den Frieden geben und die von Oesterreich gestellten Bedingungen als Basis von Verhandlungen annehmen. Diese Bedingungen waren dem französischen Gesandten schon bekanntgegeben. Frankreich sollte Italien, Holland, Westfalen behalten, dagegen müsse der Rhein-Bund aufgelöst, Preußen wiederhergestellt, die Hansestädte müßten frei werden, und in Spanien sei die alte Dynastie wieder einzusetzen. Oesterreich verlangte für sich die illyrischen Provinzen, seinen ursprünglichen Teil des Herzogtums Warschau, das als solches aufgelöst werden und an Rußland und Preußen zurückfallen sollte. Graf Stadion war ins Hauptquartier der Verbündeten gesandt, um auch sie für die Annahme dieser Friedensvorschläge zu gewinnen.

Napoleon befand sich zu jenem Zeitpunkt (Mitte Mai) bei seinem treuen Verbündeten in Dresden. Am späten Abend des 16. Mai erfuhr er, daß Feldmarschallleutnant Graf Bubna im Auftrage seiner Regierung eingetroffen sei. Er ließ ihn sofort ins königliche Schloß bescheiden, wo er eine fünfstündige, bis über Mitternacht sich erstreckende Unterredung mit ihm hatte. Von der Selbstbeherrschung, die er sich wenige Wochen früher in seinen Besprechungen mit Schwarzenberg in St. Cloud auferlegt, war jetzt keine Rede mehr: in einer wahren Flut von heftigen Vorwürfen und Drohungen gegen das Wiener Kabinett machte er seinem Herzen Luft. Oesterreich rüfte! Gegen wen rüfte es? Es könne nur gegen ihn sein, denn man habe ihn ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß die Stimmung des Landes zu sehr gegen ihn wäre, als daß der Kaiser etwas für ihn tun könnte. Von der be-

waffneten Vermittlung Oesterreichs wolle er nichts wissen, es bringe die Fragen ja doch nur in Verwirrung. „Laßt mich meine Sache mit dem Kaiser von Rußland allein ordnen. Wir werden uns einigen, wir sind immer auf gutem Fuße miteinander geblieben. — Wer seid ihr denn? Sprecht ihr mit mir als Herzog von Lothringen, als Herzog von Mailand, von Brabant oder als Großherzog von Florenz? Was will man von mir? Durch Stochschläge erhält man nichts von einem Franzosen. Ich werde nicht abtreten, nicht ein Dorf von dem, was dem Reiche verfassungsmäßig einverleibt ist. Ein Mann, der vom einfachen Bürger zum Throne gelangt ist und zwanzig Jahre im Feuer gestanden hat, fürchtet die Kugeln nicht, fürchtet die Drohungen nicht. Ich mache mir nichts aus meinem Leben und ebensowenig aus dem Leben der anderen. Ich schwante nicht, mein Leben zu opfern, und achte das von 100 000 Mann nicht höher; ich würde eine Million opfern, wenn es sein muß. Ihr werdet mit Gewalt nichts erreichen, wir werden uns in vielen Feldzügen schlagen, ihr werdet mich nur durch wiederholte Siege bezwingen. Ich werde vielleicht untergehen und meine Dynastie mit mir. Alles das gilt mir gleich. Ihr wollt mir Italien und Deutschland entreißen, ihr wollt mich entehren. Mein Herr, die Ehre über alles, dann Weib, dann Kind, dann Dynastie! Wir werden die Welt und die bestehende Ordnung der Dinge umwälzen, die Existenz der Monarchie wird problematisch werden, die beste der Frauen das Opfer sein. Frankreich fällt den Jakobinern zur Beute. Und das Kind, in dessen Adern das österreichische Blut fließt — was wird aus ihm werden?“

Bei diesem Hinweis auf seine nahe verwandtschaftliche Verbindung mit dem Habsburgischen Hause war Napoleon in einen elegischen Ton verfallen, der jedoch schnell wieder in einen zornig drohenden und harten umschlug. Oesterreich wolle im Trüben fischen, mit 45 Millionen neuer Schine könne es keinen Krieg gegen ihn führen. Es müßte 400 000 Mann auf die Beine bringen, um ihn mit Erfolg entgegenzutreten. Die Begeisterung des Volkes, von der man soviel Aufsehen mache, werde schnell verfliegen, wenn der Kaiser erst Opfer von seinen Untertanen verlange. „Und was habt ihr für mich, euren sogenannten Bundesgenossen, getan? Ihr nehmt mir das Hilskorps in dem Augenblick, in dem mir Schwarzenberg in Paris versichert, daß diese Truppe marschieren werde, wohin ich befehle. Ich kenne diese Spitzfindigkeit nicht, ich bin wohl zuweilen grob in der Politik, aber niemals falsch. Ich betrachte den Pariser Vertrag als gebrochen.“

Am folgenden Morgen empfing Napoleon Bubna nochmals in Audienz und war nun wie umgewandelt, indem er sich von seiner lebenswürdigsten Seite zeigte. Er lagte sogar herzlich über die Aeußerung des österreichischen Gesandten: der Kaiser möge seine Vorliebe für den „Imperator in castris“ ablegen und endlich „Empereur“ werden. Gelassen sagte er dann: „Schreiben Sie, daß ich zum Frieden geneigt bin. Die Herren sollen Bevollmächtigte senden und hören lassen, was sie wollen. Sagen Sie, daß ich einen Waffenstillstand annehme; macht man ihn gleich, so gehe ich hinter die Elbe, und die verbündete Armee ziehe hinter die Oder. Wenn in der Zwischenzeit eine Schlacht geliefert wird, sie mag glücklich oder unglücklich für mich ausfallen, ja muß dann jede Armee aus der Stellung, in welcher sie sich befinden wird, einen gleichen Rückschritt machen und zwischen beiden ein neutrales Terrain bleiben.“

Bubna sandte sofort einen Kurier in das Lager der Verbündeten, um den dort weilenden Grafen Stadion von der Bereitwilligkeit Napoleons zu einem Waffenstillstand zu unterrichten. Der Kurier traf erst am Morgen des 20. Mai im Lager ein, also zu einem Zeitpunkt, in welchem die Vorbereitungen zu der für Napoleon siegreichen, aber auch sehr verlustreichen Schlacht bei Bautzen schon getroffen waren. Wie teuer er diesen neuen Erfolg auch erkaufen mußte — der Verlust der Franzosen überwoog wie bei Großgörschen bedauernd den der Verbündeten: 25 000 Mann gegen 11 000 — so hatte sein Siegesbewußtsein dadurch doch eine Ermutigung erhalten, und in Wien, wie im Lager der Verbündeten mußte man sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß er für Friedens- oder Waffenstillstandsverhandlungen jetzt ganz andere Saiten anzuziehen werde. Metternich sah sich vor dem Zusammenbruch seiner Pläne; sein kunstvolles Gebäude begann bedenklich zu wanken, wie Belphe sich ausdrückt. Caulaincourt war bei den russischen Botschaften eingetroffen und hatte im Namen seines Gebieters den Wunsch ausgesprochen, mit Kaiser Alexander

über einen Friedensschluß in direkte Verhandlungen einzutreten. Der Zar, der sonst nicht in allen Punkten als zuverlässig gelten konnte, wies freilich das Ansuchen lokalweise mit dem Bemerkten zurück, daß er im Sinne der getroffenen Abmachungen nur durch Oesterreich verhandeln wolle, aber würde er sich dem Zutragen Napoleons auch ferner unzugänglich zeigen, wenn man ihm ein Sonderabkommen mit Frankreich in immer günstigerem Lichte erscheinen ließe und die nach der Niederlage der Verbündeten bei Wauzen wenig aussichtsvolle Lage sich noch verschlechterte? Ein Waffenstillstand konnte allein diese Bedenken zerstreuen und war jetzt nötiger als je, um den Anschluß Oesterreichs an die Koalition in Ruhe zu vollziehen und zugleich die für die Schlagsfertigkeit der österreichischen Truppen nötige Zeit zu gewinnen.

Allzu großes Entgegenkommen fand Metternich im Lager der Verbündeten mit seinen Waffenstillstandsvorschlägen wohl gerade nicht, aber das Bedürfnis nach einer Unterbrechung der Feindseligkeiten ließ sich hier doch nicht mehr unterdrücken. Auf den Wunsch des Zaren schrieb daher der im Hauptquartier befindliche Vertreter Oesterreichs, Graf Stadion, am 22. Mai an Marschall Berthier, französische Offiziere, die mit Aufträgen versehen wären, würden bei den Vorposten der Verbündeten angenommen werden. Die französische Antwort ließ bis zum 25. auf sich warten. Im Namen des Kaisers teilte Caulaincourt mit, er sei nicht zu Unterhandlungen, sondern nur zum Abschluß eines Waffenstillstandes ermächtigt und bitte daher nochmals um die Erlaubnis, sich dem Kaiser Alexander vorstellen zu dürfen. Obwohl sich die Lage der verbündeten Armeen immer ungünstiger gestaltet hatte, besaß der Zar die Standhaftigkeit, die wiederum um Umgehung Oesterreichs erstrebten Verhandlungen von neuem abzulehnen und den französischen Bevollmächtigten an die Generale Schwalow und Kleist zu verweisen, die sich im Auftrage der Monarchen Rußlands und Preußens bei den Vorposten eingefunden hatten. Ihre Instruktion wies sie an, besonders zu betonen, daß alle während des Waffenstillstands gepflogenen Friedensverhandlungen nur unter Oesterreichs Vermittlung stattfinden hätten. Zudem Napoleon sich jetzt auch dieser Bedingung fügte, bewies er den großen Wert, den er auf eine längere Unterbrechung der Feindseligkeiten legte (Friederich).

Die Verhandlungen zwischen Caulaincourt einerseits, Schwalow und Kleist andererseits vom 30. Mai bis 4. Juni, die zuerst im Kloster Wahlstatt, dann in Gräbersdorf und zum Abschluß in Bläsow geführt wurden, gestalteten sich sehr schwierig und nahmen zuweilen sogar einen stürmischen Charakter an, da die Verbündeten nur einem kurzen, Napoleon dagegen dem Zusammentritt eines Kongresses oder wenigstens einem langfristigen Waffenstillstande das Wort reden ließ. Bei Festsetzung der Demarkationslinie gingen die Forderungen anfangs so weit auseinander, daß Caulaincourt die Verhandlungen darüber abbrach, und erst als den Vertretern der Verbündeten die Erlaubnis zu größerer Nachgiebigkeit gegeben wurde, einigte man sich im Laufe der nächsten Verhandlungstage auf mittlerer Grundlage. Die nach langem Feilschen vereinbarte Grenzlinie ging für die Verbündeten von der böhmischen Grenze über Landesbuth, Boltensbain, Striegau und Kanth bis zur Oder, für die Franzosen von der böhmischen Grenze durch Schreiberbau nach Bähn und Vober, von da nach Neutirch an der Rappach und mit diesem Fluß bis zur Oder. An der Elbe endlich sollte die Linie gelten, welche die Vorposten um Mitternacht des 6. Juni innehaben würden. Was die Dauer des Waffenstillstandes anbetreffe, so einigte man sich endlich dahin, den 20. Juli als Endtermin zu bestimmen und eine Kündigungsfrist von sechs Tagen festzusetzen. Der Verwendung Metternichs gelang es später, eine Verlängerung bis zum 10. August durchzusetzen.

Betrachten wir uns die Karte des Kriegsschauplatzes, so ergibt sich, urteilt Oberst Friederich, daß nach den Bestimmungen des Vertrages die französische Armee nur einen kleinen und nicht gerade fruchtbarsten Teil von Schlesien behalten durfte und in wesentlichen auf das bereits stark ausgelegene Sachsen beschränkt blieb. Napoleon selbst verhehlte sich auch nicht, daß das Abkommen für ihn wenig ehrenvoll und günstig war. „Ich bin es, der alles gibt, der Feind nichts,“ schrieb er Caulaincourt, aber der Abschluß scheint doch etwas sehr Beruhigendes für ihn gehabt zu haben, denn wie ein sächsischer Offizier seiner Umgebung berichtet, schlief er in der Nacht zum 6. Juni — am 5. war der Waffenstillstand in Poßwitz ratifiziert worden — zehn Stunden ununterbrochen. Während der Verhand-

lungen hatte er in einem Schreiben an seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais vom 2. Juni zugegeben, daß ihn die Rüstungen Oesterreichs und der Wunsch, Zeit zu gewinnen, bestimmten, den Gang seiner Siege zu unterbrechen.

Wie tief die Verstimmung im preussischen Heere über den Abschluß des Waffenstillstandes war, geht aus folgender Ansprache König Friedrich Wilhelms III. bei einer Revue in Potsdam im Juli 1813 hervor: „Mit wahrer Trauer habe ich das Armeekorps gesehen. Sie haben den Zeitpunkt des Waffenstillstandes gar nicht benutzt, die Truppen sind in allem noch so zurück, daß, da in einigen Tagen der Krieg wieder angeht, ich Ursache habe, alles Mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren sagen, woran es liegt. Anstatt sich mit Ihren Bataillonen zu beschäftigen, bekümmern Sie sich zuviel um die Politik und haben es getadelt, daß ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Meine Herren! Ein jeder bleibe bei seinem Pflaster! Tun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie sich gar nicht um mich. Ich werde schon wissen, was ich zu tun und zu lassen habe.“

Die Ueberfüllung der Universitäten und die Reifeprüfung.

Von Professor Dr. G. B u d d e (Hannover).

Der in den letzten Jahren gewaltig gestiegene Zudrang zu fast allen Fakultäten und die dadurch verursachte Ueberfüllung der Universitäten, die für die verschiedenen akademischen Berufszweige ein Angebot schafft, das zur Nachfrage in einem immer größer werdenden Mißverhältnis steht, wird mehr und mehr belorgnisserregend und zieht die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich, und so ist es ganz erklärlich, daß man auch in den Parlamenten sich mit dieser Erscheinung befaßt und nach Mitteln zur Heilung des Schadens gesucht hat.

Im Herrenhause hat nach den Zeitungsberichten Professor Sillebrand die Ansicht vertreten, daß die Reifeprüfung zu leicht sei und deshalb Leute zur Universität kämen, die den dort gestellten Anforderungen nicht gewachsen seien, dann in den Prüfungen scheiterten und das Gelehrtenproletariat vermehrten. Man braucht das Scheitern auf der Universität durchaus nicht gerade eine Folge des Umstandes zu sein, daß der betreffende Student mit mangelhafter geistiger Ausüstung von der Schule zur Hochschule entlassen ist. Dieses Scheitern kann auch gar wohl durch ein Bummelleben veranlaßt sein, das manche einschlagen, nachdem sie den besonders in den letzten Schuljahren lästig und beengend empfundenen Fesseln der Schule entronnen sind, das zuweilen auch hochbegabte, mit glänzendem Abitruientenzugnis entlassene Schüler in seine Kreise zieht und darin untergehen läßt; und so kommt es, daß sich tatsächlich unter den an der Universität gefeierten Existenten nicht selten von Hause aus hochintelligente Leute befinden. Demnach darf man für diese Existenten nicht allein die Schule verantwortlich machen.

Aber andererseits darf auch nicht verkannt werden, daß doch ein Teil derjenigen, die an der Universität nicht zum Ziele kommen, von der Schule her tatsächlich nicht das geistige Rüstzeug mitgebracht hat, das zum erfolgreichen Weiterkommen an der Universität erforderlich ist. Und vor allem kann nicht bestritten werden, daß, wenn ein höheres Maß geistiger Leistungsfähigkeit zur Vorbedingung für das Universitätsstudium gemacht würde als es jetzt gefordert wird, dadurch dem ungesunden Zudrang zum Studium und der Ueberfüllung der Universitäten sicherlich wirksam gesteuert werden könnte. Deshalb ist die Forderung einer schärferen Siebung bei der Zulassung zum Universitätsstudium wohl zu verstehen und entschließen zu unterstützen. Aber da liegt nun sofort die Gefahr vor, daß diese Siebung mit falschen Mitteln erfolgt. Man gewinnt den Eindruck, daß viele, die eine solche schärfere Siebung verlangen, dabei im Sinne haben, daß man im Abitruientenexamen ein größeres Maß von Kenntnissen auf den verschiedenen Gebieten fordern solle, als je jetzt verlangt werden, daß mit anderen Worten in den verschiedenen Schularten ein größeres Maß von Wissen gefordert und damit die sogenannte allgemeine Bildung der Abitruienten auf ein höheres Niveau gehoben werden müsse. Gott bewahre uns vor einer solchen verschärfenden Reform der Reifeprüfung. Sie würde uns in Zeiten und Zustände zurückführen, in denen ein geisttödtendes Paßsystem den Schülern die Schule gründlich verleibete, und in denen nach

F. Paulsens Schilderung der Normalarbeitstag für einen Schüler der Oberstufe so verlief, daß er sich zu einem Elfstundentag ausgestaltete und eine gefährliche Ueberbürdung der Schüler herbeiführte. Gegen sie erhob damals der Mediziner Lorinser seinen bekannten Protest. Wenn man die ganze Entwicklung des modernen Kulturlebens berücksichtigt, das an die Nerven ganz andere Anforderungen stellt, als das verhältnismäßig noch ruhige Leben in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, dann wird man sich verpflichtet fühlen, einen die Gesundheit stark schädigenden Wissensdrill in unserer Zeit mit einem noch viel energischeren Protest zurückzuweisen, als es derjenige Lorinser's war. Man wird dies um so ruhiger und entschuldener tun, wenn man sich darüber klar ist, daß eine Steigerung des Maßes von abfragbaren Kenntnissen, das in der Reifeprüfung verlangt wird, auch durchaus keine Gewähr dafür bietet, daß nun bloß die wirklich Begabten zur Universität kommen und die ungeeigneten Elemente von ihr zurückgehalten werden. Solchen Anforderungen ist mit einem einigermaßen guten Gedächtnis zu genügen, das aber noch sehr wenig besagt für die eigentliche Intelligenz.

Die eigentliche Intelligenz zeigt sich nicht darin, daß man sich auf den verschiedensten Wissensgebieten ein festgesetztes Durchschnittsmaß von Kenntnissen und Fertigkeiten aneignen kann, sondern darin, daß man auf einem bestimmten Gebiete etwas über das Durchschnittsmaß hinausgehendes und individuelle Eigenart Verrathendes zu leisten vermag. Dazu gibt aber die bestehende Organisation der Oberstufe der höheren Schulen leider noch immer wenig Gelegenheit. Sie ist noch von Hegels Zeiten her auf eine enzyklopädische allgemeine Bildung eingestellt, die sich um individuelle Art wenig kümmert und nur auf Durchschnitte hinarbeitet, die überall etwas und nirgends etwas wirklich Hervorragendes leisten. Das Hervorragende war in der Zeit, in der dieses starre System entstand, gesücht. Wer nur in allen Fächern so eben den Anforderungen genügt, kann auch heute noch die Universität beziehen. Das ist ein Fehler; denn diese Einrichtung gerade bewirkt, daß so viele zur Universität kommen, die nicht dorthin gehören, weil ihnen jede besondere geistige Begabung fehlt. Es sollte besonders heute, wo alles zum Studium drängt und dabei sehr oft nicht sowohl die Begabung als soziale Erwägungen bestimmend sind, keinem Primaner das Reisezeugnis für die Universität erteilt werden, der nicht in der Prima auf einem Gebiete der Schulwissenschaften, seien es nun die fremden Sprachen oder die Mathematik und die Naturwissenschaften oder Geschichte, Literatur usw., etwas durchaus Tüchtiges, d. h. über den Durchschnitt hinausgehendes geleistet hat, das von wirklichem wissenschaftlichen Interesse und wissenschaftlicher Befähigung zeugt und damit sichere Garantien für die Zukunft gibt. Dabei könnte dann über mangelhafte Leistungen in anderen Fächern ruhig hinweggesehen werden. Am besten wäre es, wenn man solche, auf bestimmten Gebieten eine offenbare Begabung zeigende Primaner von diesem oder jenem ihnen widerstrebenden Fache ganz befreite und ihnen gestattete, die dadurch gewonnene Zeit und Kraft auch noch dem Fache ihrer Begabung zu widmen. Solche Schüler werden dann, wenn sie zur Universität kommen, naturgemäß in den allermeisten Fällen auch dieses schon in der Prima bevorzugte und mit Erfolg bearbeitete Gebiet als Studienfach erwählen, und von ihnen braucht man dann nicht zu befürchten, daß sie nicht zum Ziele gelangen, sondern darf ihnen, wenn anders sie nicht durch schlechte Gesellschaft verdorben und dem Müßiggang in die Arme getrieben werden, einen schönen Erfolg auch auf der Universität prognostizieren.

Die bestehende Organisation der Oberstufe der höheren Knabenschulen gibt kein richtiges Mittel zu einer zuverlässigen Anlese der wirklich Begabten an die Hand. Sie beruht auf einer gleichmäßigen allgemeinen Bildung, während die wirkliche Begabung meist von individueller Eigenart ist. Deshalb ist diese Organisation wesentlich mitschuldig an der Tatsache, daß viele zur Universität gelangen, die ihrer geistigen An-

lage nach nicht auf sie gehören. Wenn wir durch eine freiere Gestaltung der Unterrichtsorganisation auf der Oberstufe der höheren Knabenschulen, mit der man mit der sogenannten „Bewegungsfreiheit“ an einigen Schulen neuerdings schüchterne Anfänge gemacht hat, der individuellen geistigen Art und damit der wirklichen Begabung mehr Freiheit und Möglichkeit gewähren würden, sich zu zeigen und zu betätigen, dann würden wir viel sicherere Maßstäbe gewinnen für die Feststellung der geistigen Kraft der einzelnen Schüler. Dann würden wir die wirkliche Begabung, die etwas anderes als bloße Lernfähigkeit, die viel mehr produktiv als rezeptiv ist, viel klarer und leichter erkennen können, als es bei den heutigen Einrichtungen möglich ist. Und dann würde ich entschieden dafür eintreten, daß keinem Primaner das Reisezeugnis zuerkannt wird, der nicht auf irgendeinem Gebiet diese wirkliche Begabung zeigt. Insofern verlange auch ich eine Verschärfung der Reifeprüfung, und zwar, weil die Zahl solcher wirklich Begabten weit geringer ist als die der zu einem Durchschnittsmaß enzyklopädischer Allgemeinbildung Befähigten, eine Verschärfung, die dem Zubrang zur Universität in einer Weise steuern würde, die zugleich wirksam und gerecht ist.

Ungedruckte Jugenddichtungen Eichendorffs.

Von Dr. phil. Hilba Schulhof (Prag).

Eichendorffs Nachlaß, der sich im Besitze seiner Familie in Wiesbaden befindet, enthält unter einer Reihe anderer unveröffentlichter Manuskripte seine bisher unbekannte Jugendlyrik. Alle Kenner Eichendorffs, alle diejenigen, welche ein näheres Verhältnis zu ihm haben, aber auch alle, zu denen der große Dyrker jemals in flüchtiger Stunde gesprochen hat, werden genügt das Erscheinen seiner dichterischen Erstlinge freudig begrüßen.

Denn sie haben uns gelehrt; den jungen Eichendorff kennt man bisher nur aus seinen Tagebüchern, in denen er in schlichter Knappheit und Kürze die äußeren Daten seines Lebens aufgezeichnet hat. Seine Gedanken und Anschauungen, die ganze Welt seiner Gefühle hat er in der gleichzeitigen Dichtung offenbart, die so die Ergänzung seines Lebensbildes darstellt. Sie ist aber auch die notwendige Ergänzung des Werkes, denn in dieser Frühzeit liegen die Wurzeln seiner großen Begabung.

Die Kunde vom Dichter Eichendorff reicht seit kurzem bis in seine Studentenjahre zurück. Die neu aufgefundenen Dichtungen aber entstammen schon den Jahren 1802—1805, einer Zeit, da er Schüler des Breslauer Magdaleneengymnasiums war. Mit Bewilligung des Nachlaßverwalters werde ich demnächst eine Monographie dieser frühesten Dyrk veröffentlichen; sie wird in einem Anhang den ersten Abdruck des gesamten Gedichtmaterials bringen. Ein kurzer Ueberblick nebst einzelnen Proben mag hier im vorhinein über den Charakter von Eichendorffs ersten literarischen Versuchen orientieren.

Die stattliche Reihe von Gedichten führt uns durch ein buntes Gewimmel der verschiedensten Stoffe, Gattungen, Stilarten hindurch, und es ist von größtem Interesse, zu beobachten, wie der junge Dichter immer wieder ein anderer wird, und wie gleichzeitig jeder Veränderung seines Wesens die Wahl neuer literarischer Vorbilder entspricht.

Anfangs ganz im Bann der alten Aufklärung, faßt er die Erzählung einer historischen Begebenheit in einen naiven schmucklosen Bericht zusammen:

Zu Dom Remi im niedern Birtenstand geboren,
Ward sie von Gott zu Frankreichs Ketterin erkoren.
Als Heil'ge socht sie siegreich für ihr Vaterland,
Als Heye wurde sie im Dorf Rouen verbrannt."

Aus der gleichen Sphäre stammen Gedichte, denen Lektüre und kindliches Erleben zugrunde liegt, Gedichte, in denen mit drohlicher Würde über Jugend und Laster reflektiert wird. Etwas gönnerhaft wird zu Beginn eines ziemlich umfangreichen Gedichtes der besungene Gegenstand apostrophiert:

An das Bette (1802).

Von dir, du gold'nes Bette du,
Soll mein Lied erklingen,
Dich, Tochter sanfter Erbenrub,
Will ich jetzt besingen.

Kunz und Gertrude. (1804.)

Lieb' Tochter, hör und folge fein,
Sprach einst Graf Lobesinn:
Laß fahren: Kunz von Markenstein,
Denn nie kann er der Deine seyn,
So wahr ich Reichsgraf bin:

Daß nicht auf solche schöne Hand
Aus altem Stamm, der oft
Mit Fürstentöhlen sich verband
Der Ritter ohne Guth und Land
Mit Uebermuthe hofft.

Er sprach's und Trüdchen wurde bloß
Und roth im Angesicht,
Und weinte sich die Augenlein naß,
Und seufzt und schluchzt ohn' Unterlaß
Bis zu des Morgens Licht.

Und als das Morgenroth erwacht'
Ist sie mit klagem Mund
Den letzten Gruß — und was gesagt
Der Vater ihr, durch ihre Nage
Dem Markensteinern kund.

Da ward der Ritter böß entorant,
Er schwur bei Helm und Speer,
Eh seines Stammes Schimpf und Schand
Zu tragen, eh er Trüdchens Hand
Ohn' Schwerdtklang verlor.

Und als auf Forst und See und Schloß
Der Mond sein Gold gestreut,
Stand schon zu Fuße und zu Ross
Ein rüstiger Balallentrog
In seinem Wink bereit.

Indeß saß einsam und allein
Und härmte sich schammerlos,
Sein Mädchen, hoch im Kämmerlein,
Wo keuchten Glanz der Mondenschein
Auf ihre Thränen goß.

Doch horch, — da tönt still und gemach
Ein schwacher Kofschuß,
Und „Schläfst du oder bist du wach,
Sein Liebchen?“ tönte leise nach
Des Markensteiners Fuß.

Mit Schrecken sprach er, hört ich heut
Von deiner Nage die Nar,
Und komme nun zu Kampf und Streit
Mit Hand und Blut für Dich bereit,
Mit meinen Mannen her.

Doch willst du, daß der Brauttag dir
Nicht blutbesudelt sey,
Nun wohl! — so sieh die Leiter hier,
Stieg schnell und leif herab auf ihr!
Noch steht der Weg uns frey.

Sieh, schnaubend harrt der Reimer dein,
Der dich von binnen trägt.
Auf, auf, weit über Berg und Thann
Sind wir, eh noch der Morgenschein
Die ferne Heimath weht.

Auch nimm mein Ritterwort zu Pfand,
Ich reise eber nicht
Der Nacht und Ehrfurcht heil'ges Band,
Eh' nicht in Gütten Deine Hand
Der Vater mir verspricht.

So sprach er, und wie Sonnenlicht
Strahl ihm des Fräuleins Blick,
Schamröthlich glühte ihr Gesicht,
Und höher hob, mit Lieb' und Blicke
Im Kampf ihr Busen sich.

Ah! Liebster, eile schnell von hier,
Hab jungfräulich sie an,
Und reiz' nicht schädliche Begier
Im Herzen, das allein nur Dir,
Auf ewig schlagen kann!

Dem gleich dem Baume, der entlaufft
Ins trockne Gras herab
Sich beugt, samt meiner so beraubt,
Des guten Vaters graues Haupt
Gar bald ins kühle Grab.

Drum ach! — verlasse — siehe mich!
Bergiß auf ewig mein!
In Klosterensamkeit will ich
Mit Beien nur allein für dich
Im Geist beschäftigt seyn.

Sie sprach's und warf ein Busenband
Dem Ritter weinend zu,
(Als ew'ger Treue Unterpfand)
Und winkt ihm mit der Lilienband
Auf immer — gute Ruh;

Als plötzlich schnell vor Markenstein
Der alte Reichsgraf stand,
Kunz zog — es blitzt wie Wetterstein
Sein Schwerdt; ein trauliches: Halt ein!
Demitt jedoch seine Hand.

Bernehmet Ritter, sprach der Graf,
Daß ich euch, da mir heut
So lang entwich der sanfte Schlaf
Geheim belauscht —; zur blut'gen Straf'
Lag schon das Schwerdt bereit.

Da trat als Friedensmittlerin
Gertrudens Rede drein,
Und Groll und Rachsucht war dahin —
Ich schänt' mich bey so frommen Sinn
Der Tochter Dual zu seyn.

Drum nimm sie hin; halt stets sie werth
Auch jetzt im Ehestand,
Denn eh' der Abend wiederkehrt
Knüpft euch, von mir nun ungestört,
Des heil'gen Priesters Hand.

Und Enkeln lehret, wenn vielleich:
Im Grab mein Leib schon wohnt,
Noch, wie, von Kummer unerreicht,
Den, der von seiner Pflicht nie weicht,
Sein eig'nes Schicksal lobnt! —

Die Ballade „Kunz und Gertrude“ ist offenbar in direkter Anlehnung an Bürgers „Entführung“ entstanden. Und doch prägt sich in den Abweichungen von der Vorlage ein gewisser Gegensatz zu Bürger aus, mit dessen Ironie und leicht frivoler Auffassung der etwas schwerfällige Ernst des 16jährigen Dichters, seine moralisierende Tendenz deutlich kontrastiert.

Eine neue Wandlung macht die Lyrik mit der Entwicklung des Knaben zum Jüngling durch. Die Anschauungen werden ideal, schwärmerisch, die Gefühle übertrieben. Frühere Interessen treten zurück, Freundschaft und Liebe erscheinen im Vordergrund. In überschwenglichen Worten besingt der junge Dichter das Gute und Schöne und schmäht das Laster, das Böse, er verachtet die Simulacherei und preißt dagegen die reine, tugendhafte Liebe, „das Weilschen zarter Liebe“. Der Jüngling Schillers baut sich eine ideale Welt, sein Artaden, sein Elysium. Mit Klopstockischer Weiße erhebt er daneben die Freundschaft, den Heldenmut. Auch religiöse Themen werden gestreift.

Aber dazwischen tauchen die typischen negativen Gefühle der Entwicklungsstufe auf. Durch die Ergüsse der Freundschaft, der Alliebe, klingt oft ein Ton des Mißtrauens, der junge, empfindsame Mensch fürchtet Verrat und Spott. In der reichen Liebeslyrik, die jetzt durch eigenes Erleben geweckt ist und die in übersprudelnder sprachlicher Fülle ihre Themen immer wieder variiert, sind Glück und Schmerz, Jubel und Trauer immer nah beisammen, oft so nah, daß sie in einem und demselben Gedicht miteinander kämpfen. Zwei charakteristische Vertreter dieser Gruppe mögen noch zum Schluß hier Platz finden.

Liebe. Ode. (1805.)

Mädchen, wenn in deiner Reize
Bonnemeer mein Blut sich taucht,
Wenn von deinem Purpurmunde
Heiße Sehnsucht mich durchhaucht,

Oh, wie schwindt' dann jeder Wunsch, der
Rühn sonst in die Zukunft sah,
Einer nur steht allerschlingend
Und allmächtig vor mir da!

Ah, der Wunsch, hinwegzuküssen
Von der Lippen zarten Roth
Sanft Vergessen des Bergangnen,
Kraft für Zukunft, Muth für Tod!

Auf dann lobern alle Kräfte,
Die, in düst'rer Nacht verweht,
In des Herzens Räumen schliefen,
Von der Liebe Tag gewekt.

Nieder stürzt der Täuschung Vorhang,
Den des Menschen Sinne zieht,
Richtig, und im bunten Wechsel,
Schwebt, was irdisch ist, dahin!

Nur die Lieb', die ew'ge Schöne,
Streckt ihr Haupt den Sternen zu:
Unstätt freies Welt und Zeiten —
Sie genehnt und spendet Ruh!

Zieh — es sinkt die alte Welt mir
Vor des Geistes kühnem Lauf:
Kosig strahlt mir eine neue —
Eine Welt der Liebe auf!

Offen, offen steht der Himmel!
Auf, frey von der Thierheit Last,
Auf zum Vater, wo die Menschen
Alle heil'ge Lieb' umfaßt!

An A. Z. (1805.)

Mädchen, welches Gluthberlangen
Seel' an Seel' und Mund an Mund
Sanft geschmeigt, dich zu umfangen,
Flammer mir im Busen auf?

Zieh, froh stimmt mit Kindertriebe
Ich zum Frühlingslieb beim Spiel;
Da traust du hervor, und Liebe,
Liebe tönt das Saitenspiel.

Tausend junge Leben rafften
Aus der Seele Abgrund sich,
Und zum Jüngling umgeschaffen,
Fühlt der Knabe flammend sich. —

Einen Blick nur, der mit heilen
Strahl von Herz zu Herzen spricht! —
Und durch Tausend Schicksalswellen
Stürzt ich trunken zu dir hin.

Mit dem Tode will ich scherzen,
Ringeln mit Unmöglichkeit,
Bis ich, ach, an meinem Herzen
Feines Duldens Bögen füh!

Bis an deinem Purpurmunde
Bebend meine Lippe glüht,
Und zum ew'gen, heiligen Bunde
Seel' in Seele überströmt.

Oh, dann halt ich dich umschlungen,
Trotzend jeglicher Gewalt,
Bis vom Staub emporgeschwungen
Unser Geist vereint entschwebt.

Doch hinweg, du Freudenträne,
Weg, du süßer Fiebertraum,
Ach, sie liebt mich nicht, o töne,
Bange Schwermuth, mein Gesang!

Ich habe in dieser kurzen Skizze nur ein paar wichtigere Gedichtgruppen herausgehoben und charakterisirt. Aber man kann wohl schon daraus ersehen, wie die Sammlung der neu aufgefundenen Gedichte ein Bild der frühen Jugendjahre des bedeutendsten Lyrikers der Romantik entrollt. Man sieht, wie aus dem Kind der Knabe wird, wie der Knabe zum Jüngling heranreift. Hier schließen die Studentenjahre an, die ja, vom Aufenthalt in Heidelberg angefangen, durch Tagebuch und Dichtung längst bekannt sind.

Auf der anderen Seite kann man beobachten, wie die historische Entwicklung dieser Jugenddichtung (natürlich nicht in gerader Linie) aus der altväterlich nüchternen Atmosphäre der Aufklärung zu Söthy, Bürger sich wendet, um schließlich zur Verührung mit Klopstock und Schiller fortzuschreiten. In dem noch wenig erforschten Hallenser Studienjahr erfolgt, wie das Tagebuch lehrt, die Bekanntschaft mit Goethes Werken, besonders mit dem „Wilhelm Meister“, und endlich führt der Weg zur Romantik, in deren lebenden Kreis der junge Dichter bei seinem Einzug in Heidelberg aufgenommen wird.

Die Breslauer Gedichte sind die Gedichte eines Schülers, sind das Resultat einer früh hervortretenden Begabung. Sie zeigen uns, mit welcher Macht Erlebtes und Gelesenes sich einer jungen Seele einprägt, die schon die Kraft zu eigenem künstlerischen Schaffen besitzt.

Vor hundert Jahren. 1813.

Aus der Nummer der „Bosjischen Zeitung“ vom
Donnerstag, den 20sten Mäi 1813.

Anklam, den 18ten Mäi.

(Durch außerordentliche Gelegenheit.)

Der Kronprinz von Schweden ist gestern zu Mönchgut auf Rügen gelandet, und wird heute den 18ten in Stralsund erwartet. Täglich landen noch sehr viele Truppen. Diese Nachricht trifft so eben durch reitende Boten hier ein, mit der Bemerkung: daß die Dauer seines Aufenthaltes in Stralsund nicht bekannt sey. Eine Eskadette bringt diese Nachricht nach Berlin.

Leipzig, den 30sten April.

In Beziehung auf den Preussischen Landsturm, hat der General Blücher, aus seinem Hauptquartier zu Altenburg, am 25ten folgendes bekannt gemacht:

„Der von Sr. Maj. dem König in der ganzen Monarchie angeordnete Landsturm ist schon mehrere Male zur Vertheidigung des Landes versammelt gewesen. Die Sturmglode ruft in wenigen Stunden die Bewohner der Städte und des offenen Landes zu Tausenden zusammen; niemand schließt sich davon aus, und alle kommen mit Jagdgewehren, Piken, Senien oder Feugabeln bewaffnet herbei.“

„An der Elbe und in den Umgebungen der vom Feinde besetzten Festungen findet sich die Gelegenheit oft, daß der Landsturm die über den Strom lebenden Partbeien und die Ausfälle aus den Festungen durch muthigen Angriff von Verberungen des Landes und von Requisitionen abhält. Ueberall finden die Truppen tapfern Beistand bei ihren Brüdern unter dem Landsturm.“

„Das bedeutendste bisher vorgefallene Gefecht in dieser Art hat der Landsturm des Oderbruchs geliefert. Es hatten 500 Franzosen gewagt, aus Küstrin hervorzubringen und das Land zu verheeren. Die Sturmglode ertönte; in kurzer Zeit eilten die Männer des Landsturms von allen Seiten und mit allerlei Waffen herbei. Der Major von der Marwitz führte sie an. Wie echte Brandenburger ging der Landsturm dem Feinde entgegen, und die Bauern, ihren Herd verteidigend, zwangen 500 Franzosen, das Gelweh vor ihnen zu streuen.“

Gotha, den 29sten April.

Als der Französische Kaiser auf der Reise nach Erfurt, durch Gotha ging, und daselbst Pferde wechselte, wurde Se. Majestät von dem regierenden Herzoge und dessen Bruder, dem Prinzen Friedrich bewillkommenet. Diese Gelegenheit benützte die Gattin des seit geraumer Zeit auf der Festung Magdeburg als Staatsgefangener befindlichen Schriftstellers, Hofrats Becker, sich dem Französischen Monarchen zu Füßen zu werfen, und um die Befreiung ihres Gemahls zu bitten, die zur allgemeinen Freude sogleich bewilligt wurde.

Von der Weser, den 2ten Mäi.

Im Monitor vom 25ten April wird gemeldet, der Marschall Fürst von Gmühl habe den Befehl erhalten, sich in die Hanseatischen Departements zu begeben, um daselbst die außerordentliche Macht auszuüben, die ihm durch das Senats-Konkult vom 3ten April, (das in diesen Departements den Schutz der verfassungsmäßigen Regierung ausübt), übertragen worden ist.

Indessen hatte man zu Bremen die eingeführte Strenge fortgesetzt. Noch am 19ten April ward daselbst der Gastwirth Vadenzahn, der bei dem in Oldenburg ausgebrochenen Aufstande das Französische Zollmagazin ausgeplündert hatte, durch eine Militär-Kommission zum Tode verurtheilt, und erschossen.

Einem von dem Fürsten von Gmühl ertheilten Auftrage zufolge, hat der Präfect des Departements der Weser-Mündungen zu Bremen eine Verordnung erlassen, zufolge welcher die Einwohner binnen 24 Stunden alle Waffen und alle Pulvervorräthe gegen Empfangscheine abzugeben gehalten seyn, diejenigen aber, welche dagegen handeln, als Verräther angesehen und vor ein Kriegsgericht gebracht werden sollen.

Die Gemüther werden in den Hanseatischen Departements immer ruhiger. „Die zunehmende Stärke der von allen Seiten ankommenen Französischen Streitkräfte,“ heißt es weiter, „die Vespalle von Strenge, die man an den Häuptern des Aufstandes ausübt, hat die Uebelgesinnten sehr flehmüthig gemacht.“

Man meldet aus Wesel, daß dort täglich 1600 Arbeiter beschäftigt sind; man legt Ballisaden an; der Platz wird mit Lebensmitteln versehen, und in Kurzem im Stande seyn, eine lange Belagerung auszuhalten. Man erwartet in dortiger Gegend 2 Divisionen Infanterie. Im Großherzogthum Berg sind 6000 Boten. — Am 18ten wurden Französische, zu Borgfeld aufgestellte Posten durch Einwohner angegriffen. 6 Franzosen wurden durch die Auführer verwundet, und in das Spital von Bremen gebracht. Man erfuhr, daß nicht in Borgfeld, sondern in Altenthal die Schuldigen zu Hause wären. Ein gewisser Waber stand an ihrer Spitze. Das Dorf Altenthal wurde aufgefodert, und nach geleistetem Widerstande, zum schreckenden Beispiele, abgebrannt.

Neueste Nachrichten.

Aus dem Schreiben eines Offiziers des v. Bülow'schen Corps, aus Belg., vom 16ten Mai. (11 Uhr Abends.)

Wir haben uns für jetzt etwas von der Elbe entfernt, um die Hauptstadt gegen jedes Ereignis sicher zu stellen. Unsere Nachrichten geben dahin, daß der Feind Ludau wieder verlassen, und sich hinauf nach der großen Armee gezogen habe; unsern Vermuthen nach eine Folge der Ankunft des Barclay de Tollb'schen Corps.

Der General Eblemann ist mit seiner Adjutantur zu den Russen gegangen. Das ganze Officierscorps hat diesen Geist mit Worten und Gefühl deutlich dem von uns hingefandten Adjutanten des Generals von Bülow, Capitain von Weyrach, zu erkennen gegeben; desto unerwarteter war uns daher die Nachricht von der Einräumung Torgau's an die Franzosen.

Zur Lager diesseits Treuenbriegen, den 17ten Mai, Mittags 1 Uhr.

Wir stehen seit gestern hier, werden wieder vorgehen oder nach Maßgabe der Umstände eine Position zu Potsdam beziehen, falls der Feind dreist genug sein sollte, uns zu folgen, da der General den Befehl hat, die Residenz zu decken. Ich habe bisher mit meinem Regiment die Arrieregarde gemacht, und mir ist nicht eine Kugel gefolgt. Alles, was sie thaten, war, daß sie unser Lager bei Wittenberg anzubeten.

Aus der Nummer vom Sonnabend, den 22sten Mai 1813. Berlin, den 20sten Mai.

Soeben (Mittags 2 Uhr) wird uns folgendes officiell aus dem Hauptquartier mitgetheilt:

Haupt-Quartier Würschen, unweit Baugen, den 6. Mai.

Zeit der Schlacht am 2ten Mai hat die verbündete Armee kein Geſicht von großer Bedeutung mit dem Feinde gehabt; mehrere kleinere indessen, die den guten Geist der Truppen fortdauernd bewährten.

Folgendes ist ungefähr das Resultat von dem, was seitdem bei der Armee vorgefallen ist.

Um des Feindes Operations-Linie zu verlängern, ihn von seinen Verstärkungen zu entfernen, sich der Seinigen zu nähern und die Versperrungsmittel der rückwärts liegenden Provinzen benutzen zu können, beschloß der kommandirende General, die Armee in der Ober-Lausitz aufzustellen. Der Feind hat diesen Marsch nicht gestört, und ist der Armee nur langsam gefolgt. Zwischen Goldberg und Waldheim engagirte sich auf diesem Marsch eine lebhafte Kanonade mit den Preussischen Truppen, die sich langsam und mit Ordnung in der bestimmten Richtung bewegten; der Oberstleutnant und Brigadier von Steinmetz hatte dabei aufs neue Gelegenheit, mit seiner Brigade sich durch Kaltblütigkeit auszuzeichnen, und der Russische General St. Priest benutzte mit vieler Geschicklichkeit und Einsicht den Augenblick, den Feind ein Planque zu nehmen und den Preussischen Truppen zu Hülfe zu eilen. Er entschied hierdurch das Geſicht, in welchem der Feind an 400 Tode und Verwundete hatte. Unser Verlust besteht in 2 Offizieren und 150 Mann, wobei wir den Major v. Mall bezauren, dessen Bruder bereits früher geblieben war und die beide durch militairische Anlagen sich vortheilhaft auszeichneten.

Den 6ten und 7ten Mai passirte die Armee die Elbe bei Dresden und Meissen. Mehrere Parteeigänger kehrten aus links Ufer der Elbe zurück. So passirte diesen Fluß unter andern wieder der Lieutenant Zilmer, vom Brandenburgischen Infanterie-Regimente, nachdem die combinirte Armee bereits über die Elbe war, hob in der Gegend von Iwidau dem Feinde einen Französischen Offizier mit wichtigen Depeschen und 20 Pferde auf, und brachte selbigen den 10ten Mai glücklich zur Armee.

Um diese Zeit erfuhr man, daß der König von Sachsen abermals schwankend, Oesterreichs weisses System verlassend, dem Feinde Torgau öffnete und sein Volk der Schmach preisgab, es als Deutsche gegen Deutsche und gegen die für Deutschlands Unabhängigkeit kämpfenden Nationen zu bewaffnen. Dies veranlaßte, die Mittel-Elbe zu verlassen, und sich mit der ganzen Macht bei Baugen zu konzentriren. Diese Zusammenziehung ist geschehen; die Armee steht seit 6 Tagen ruhig in dieser Stellung; auch der General Barclay de Tollb ist in selbiger mit ihr vereint. Wir sehen einer neuen Schlacht entgegen, die geschlagen werden wird, wenn der Zeitpunkt dazu gekommen ist. Der Feind indeß mandirt auf Berlin. Die Schlacht an den Quellen der Spree wird Nachse für seine Absichten auf die Hauptstadt nehmen und selbige mit der tapfern Gegenwehr, die er an der Havel finden wird, vereiteln, oder ihm das Schicksal bereiten, das er nach dem Eindringen in Rußland erfuhr. So ist die Lage der Dinge. Unsere detachirten Corps führen indeß ihren Krieg fort. So überfiel unter andern der General Jelowiski der 12te den Feind am 14ten Mai bei Königsbrunn, und nahm das ganze dort stehende Detachement von 8 Offizieren und 175 Mann gefangen. Den 12ten und 15ten Mai hatte das Corps des Grafen Moradowitsch zwei Geſichte, in denen beiden der Feind an 1000 Tode und Verwundete, 6 Offiziere und 300 Gefangene verlor, und täglich werden Gefangene in dem Gebirge gemacht, und kommen Ueberläufer von ihm zu uns.

Ihre Majestäten der Kaiser und Königl. sowie Ihre Königl. Hoheit der Kronprinz, welchen das Französische Bulletin bleibend sein läßt, befinden sich im besten Wohlseyn. Eben so alle Prinzen des Königl. Hauses und des Prinzen von Mecklenburg Durchlaucht, den das Französische Bulletin bereits dem Seldentod sterben ließ.

Diese Todesnachrichten scheinen übrigens aus derselben wahrheitsliebenden Feder geflossen zu sein, die den Kaiser Napoleon schon den 2ten um 5 Uhr des Nachmittags auf denselben Hügel verließ, wo Se. Majestät der Kaiser von Rußland und Se. Majestät der König von Preußen sich im Anfange der Schlacht befanden, eine Angabe, die von der wirklichen Wahrheit eben so weit entfernt ist, als um diese Zeit die Französische Armee es von jenem Hügel war.

Berlin, den 22sten Mai.

Angelommen sind: Der Kaiserl. Oberst Graf Trogoff, von London; der Kaiserl. Russische Oberst Graf Dumontier, aus Stargard; der Major v. Petersdorf vom Bischofschen Corps, aus Poizenburg; mehrere Couriers; mehrere Truppenabtheilungen aus der Rheinmark und Pommern.

Abgegangen ist der Kaiserl. Russische General Bernerin nach Frankfurt.

Eingebracht: 38 Franz. Gefangene; abgeführt 118.

Auszug aus dem Schreiben eines Preussischen Offiziers vom Bülow'schen Corps.

Quartier Görzig bei Dömitz, den 12ten Mai 1813.

Unser Corps hat sich, seit dem Ausmarsch aus Leipzig, wo sich beinahe alle Detachements vereinigen, d. h. seit der Mitte des vorigen Monats, weit weiter getrieben. Bei Stopa gingen wir über die Saale, neckten uns mit den Franzosen, kehrten zurück, passirten bei Dessau die Elbe und langten wohlbehalten am 2ten d. M. bei Dömitz an. Dieser Marsch, obgleich insofern ohne Erfolg, als wir dem Feinde Abbruch zu thun keine Gelegenheit fanden, ist von Nutzen für unsere jungen Leute gewesen; denn es sind dabei alle mögliche kriegerischen Bewegungen geübt worden. Am 9ten gingen wir wieder über die Elbe bei Dömitz. Gestern griffen wir die Franzosen auf der Straße von Danneberg nach Lüneburg, drei Meilen von letzterem Orte, mit 4 Bataillonen Infanterie und etwa 1 Eskadron Ulanen an. Die Kavallerie unseres Corps, von der jedoch 200 Mann anderweitig detachirt waren, wurde dem Feinde entgegen geschickt. Zwei reitende Kanons von uns folgten uns den Angriff auf die Infanterie zu eröffnen, wenn wir mit der Kavallerie fertig sein würden. Dies waren wir auf den ersten Choc; denn etwa 80 Mann wurden herunter gebauen, 20 gefangen und die andern hatten bessere Pferde als wir, und ließen so davon, daß wir sie in der ganzen Affaire nicht wieder zu sehen bekommen haben. Kaum war unser Kat. wieder gesammelt, so spielte unsere, bis dahin verbedet gewesene und vom Feinde gar nicht erwartete Artillerie auf die Infanterie. Dies wirkte so entscheidend, daß unser Kommandeur es nicht für nöthig hielt, zu attackiren. Zu Pflankern wurden wir vertheilt und verfolgten den Feind eine Stunde lang, der von seiner Infanterie noch über 150 M. an Todten und tödtlich Verwundeten verlor. Es war eine komplette Saufenheke. Die Franzosen warfen ihre Tornister, Munition, Gewehre, ja sogar Montierungen, Chakots und Schuhe fort, und ließen uns die Wette nach einem nahegelegenen Walde, worauf die Sache beendigt war. Die Beute an Militair-Effekten ist bedeutend gewesen. Eine 100 Kosaken kamen zur Theilung. Ich kann unter Bespandung meines Ehrentortes versichern, daß wir keinen einzigen Mann verloren haben, daß nur 5 Pferde bleibend sind und daß keiner von unsern Infanteristen einen Schuß gethan hat.

Heute gingen wir zurück über die Elbe, weil man sagte, daß Davoust mit 20 000 Mann in Anmarsch sey. Dies würde für uns zu viel seyn.

Aus Schwedisch Pommern, den 6ten Mai.

Es ist uns auf Augenblicke der Englische Courier (the Courier) vom 1sten Mai zu Gesichte gekommen, aus welchem wir folgende wichtige Angabe nicht wörtlich, weil aus dem Gedächtnisse, aber der Sache nach getreu, unsern Lesern mittheilen. So ungefähr lautet die Nachricht:

„Wir haben Kenntniß erhalten von folgenden Vorschlägen, die der Kaiser Napoleon dem Kronprinzen von Schweden gemacht hat, um ihn der allgemeinen Sache zu entziehen und auf seine Seite zu bringen. Er hat zugeben wollen, das zwei Dynastien in Schweden und Norwegen herrschen; dagegen wolle er Seeland für sich behalten. Ferner bewilligte er dem Kronprinzen einen Theil von Ostpreußen, eine große Portion von Polen (a grand portion of Poland) und Danzig. Der Kronprinz sich aber diesen Anträgen kein Gehör. Darauf hatte der Kaiser aufs neue ihn eingeladen, den Oberbefehl über die ganze Französische Armee zu übernehmen. Doch auch dieses hat der Kronprinz verworfen, weil er, sagt der Courier, seinen Mann wohl kenne. (The Crown-prince knew his man well.) Der Schreiber denkt als echter Britte, fogleich an seinen Shakespeare, und meint, wenn der Kronprinz diesen Dichter gelesen hat, so werde er wissen daß — (Dies ist ungefähr der Sinn der angeführten Stelle) — auf Handlungen Alles, auf Worte aber Nichts zu geben sey.“